Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Roßbergerstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 238. **Montag** den 11. Mai 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. Mai.

Wie der Telegraph bereits gemeldet hat, veröffentlicht die „Post" die **Kundgebung des Kaisers** über Herrn **Stöcker** und seine Thätigkeit, auf die Herr von Stumm jüngst in einer seiner Reden Bezug genommen hat. An wen sie gerichtet ist, wird nicht gesagt; nach den bisherigen Mittheilungen ist der Empfänger Geheimrath **Hinzpeter** gewesen, der sie Herrn von Stumm übermittelte. Ohne die Genehmigung des Kaisers hätte Herr von Stumm am 12. April zu Neunkirchen sich auf die Meinung des Herrschers nicht berufen dürfen; ohne diese Genehmigung hätte noch weniger der Text der Kundgebung veröffentlicht werden können. Er lautet:

Berlin, Schloß 28. II. 96.

Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch „social", christlich-social ist Unsinn und führt zu Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christenthum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.

Wilhelm, I. R.

Bis jetzt haben nur wenige Blätter über diese Kundgebung sich geäußert; Herrn Stöcker's „Volk" gehört zu diesen wenigen nicht. Die „Voss. Ztg." schreibt:

„Einst hat der Hofprediger Stöcker geglaubt, sein Stern werde in hellstem Glanze strahlen, wenn erst Prinz Wilhelm den Thron besteigen hätte. In ihm sah er den Schutzherrn der christlich-socialen Bewegung. Wie anders jetzt! Sein dickleibiges Buch „Christlich-Social" hat Herr Stöcker seinem „lieben Freunde und Mitstreiter" von Hammerstein gewidmet; die „Kreuzztg." feierte ihn als den bedeutendsten Mann der conservativen Partei; christlich-social sollte nach Herrn Stöcker das Königthum sein, christlich-social die Politik der Regierung und der Rechten. Und nun sagt der deutsche Kaiser klipp und klar: Christlich-social ist Unsinn! Das geschieht, nachdem Herr Stöcker sich von der conservativen Partei vor die Thür gesetzt, auf die „christlich-sociale" Partei zurückgezogen hat. „Stöcker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe"; das zeigt, daß der Kaiser Herrn Stöcker für fertig, für abgethan, für politisch todt ansieht, und es beweist zugleich, daß der Kaiser für die Eigenart des früheren Hofpredigers einen viel schärferen Blick gehabt hat, als die gesammte Rechte, die ihn und Herrn v. Hammerstein nach Tivoli folgte und sich bis zur Veröffentlichung des Scheiterhaufenbriefes von ihm am Gängelbande führen ließ. Angesichts der Kundgebung des Kaisers begreift man, weshalb der evangelische Oberkirchenrath neuerdings seine Verfügung gegen die politische Thätigkeit der Pastoren erlassen hat. „Politische Pastoren sind ein Unding", sagt der Kaiser. Wie lange ist nicht die entgegengesetzte Anschauung herrschend gewesen! Man sah Pastoren in zahlreichen Wählerversammlungen, man hörte von ihnen Ausbrüche wilder Parteileidenschaft. Die Politik wurde in eine Reihe von Synoden getragen. Auf socialpolitischen Congressen und bei ähnlichen Veranstaltungen spielten Pastoren die Hauptrolle. Jetzt liest ihnen der Kaiser rückhaltlos den Text; er nennt sie ironisch und bitter „die Herren Pastoren", er weist sie in ihre Schranken zurück, erinnert sie an die Aufgaben, die auf dem Gebiet der Seelsorge und der Nächstenliebe liegen, und giebt ihnen auf, die Politik aus dem Spiel zu lassen: „Dieweil sie das gar nichts angeht." Es ist eine knappe, klare, scharfe Sprache. Diese Worte haben eine weit über den Fall Stöcker hinausreichende Bedeutung. Daß der Kaiser über Herrn Stöcker öffentlich den Stab bricht, ist von Bedeutung; von größerer Bedeutung ist seine Verurtheilung der „christlich-socialen" Bewegung als Verleugnung des Christenthums, als Selbstüberhebung und Unduldsamkeit; am nichtsagendsten aber sind die formelmäßig zugeschliffenen allgemeinen Aussprüche über den Beruf der Pastoren und die Grenzen ihrer Befugnisse: „Politische Pastoren sind ein Unding." Man darf mit Spannung die Wirkung abwarten, die des Kaisers Worte auf die Geistlichkeit ausüben werden. Die Kundgebung des Herrschers erinnert nach Form und Inhalt an manchen ähnlichen Ausspruch anderer Hohenzollern; sie wird einen hervorragenden Platz in der Sammlung geschichtlicher Königsworte behaupten."

Auch wir sind auf die Wirkung, welche die Kundgebung des Kaisers auf die Geistlichkeit im Allgemeinen ausüben wird, gespannt, befürchten aber, daß die Herren Stöcker und Genossen diese Kundgebung sich nicht nur nicht zur Warnung dienen lassen, sondern sie vielmehr für ihre Zwecke ausnützen werden. Man weiß ja, wie Herr Stöcker die Interpretationskunst versteht. Er wird sagen: „Wenn jeder Christ social ist und sein soll, so hat er auch nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, social zu wirken, ganz besonders der Geistliche. Das bestreitet auch der Kaiser nicht; er will nur, daß die Geistlichen die Politik aus dem Spiele lassen, soweit sie nicht sociale, sondern Parteipolitik ist. Und um Parteipolitik kümmern wir uns auch gar nicht. Wir predigen allen Parteien ohne Unterschied die socialen Pflichten, die sie als christliche Parteien haben, und halten uns daher genau auf der Linie, die der Kaiser vorgezeichnet hat." Der politischen Agitation, die er künftig treiben wird, wird er das sociale Mäntelchen umhängen und sich nicht im Geringsten geniren, zu behaupten, seine Gegner hätten ihn beim Kaiser verleumdet, in dessen Sinne er seine Pflicht als Christ und Geistlicher auffasse und erfülle. Es wird jedenfalls noch anderer Mittel bedürfen, um dem politischen Treiben Stöcker's ein Ende zu machen.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" läßt ihre Betrachtungen zum Erinnerungstage des **Frankfurter Friedensschlusses** in die eindringliche Mahnung an die **Ordnungsparteien** ausklingen, das in Sachsen gegebene Beispiel zu befolgen und sich gegen die **Umsturzpartei** fester zusammenzuschließen. Das Blatt will nicht einem „Cartell" das Wort geredet haben. Keine Partei solle irgend etwas von ihrem Programm aufgeben oder Verpflichtungen auf bestimmte Fragen übernehmen. „Auch sind es nicht nur die ehemaligen Cartellparteien, die in Betracht kommen, sondern darauf wird es ankommen, daß alle Parteien, die auf dem Boden der bestehenden Rechtsordnung stehen, sich in dem Kampfe gegen die Socialdemokratie zusammenfinden." Allerdings, darauf käme es an. Wenigstens auf das Zusammenstehen aller großen Parteien, wobei also der Freisinn und das, was sich im Süden demokratisch nennt, ausscheiden könnte. Da aber zeigt sich sofort riesengroß der Unterschied, der parteipolitisch zwischen Sachsen einerseits und Preußen und dem Reiche andererseits besteht. Wir haben kein Centrum im Lande. Hätten wir es, so würden die bürgerlichen Parteien in Sachsen ihrem katholischen Könige, trotz seiner Cartellfreundlichkeit, so wenig ihr letztes Geburtstagsgeschenk des erneuerten und erweiterten Defensiv-Abkommens haben machen können, als Derartiges in Preußen oder in Baden unter evangelischen Herrschern gelingt. Das Centrum ist nicht nur der Protector des Welfen- und des Polenthums, es betrachtet auch seit zwanzig Jahren erklärtermaßen und thatsächlich noch heute die Socialdemokratie als das „kleinere Uebel" im Vergleiche zu einer nationalen Partei. Die Wahl in Dortmund hat das wieder so deutlich gezeigt, daß man die Auslassung der „Nordd. Allgem. Ztg." naiv finden müßte, wenn man nicht wüßte, daß die Machthaber in Berlin entschlossen sind, den Grundcharakter der klerikalen Partei nicht zu erkennen. Nach der erwähnten Stichwahl, wo das Centrum Wahlenthaltung proclamirte, nachdem es vorher eifrigst für den socialdemokratischen Candidaten gegen den nationalliberalen agitirt hatte, hat das Regierungsblatt auch alles mögliche Hinge und Gute vorgebracht, ist an dieser Thatsache aber scheu vorbeigehascht. Wir würden es nicht der Mühe werth gefunden haben, die Aufforderung der „N. A. Z." zu erörtern, wenn die preußische Regierung nicht einen guten Theil der Schuld daran trüge, daß eine Vereinbarung wie die sächsische in Preußen und dem Reiche nicht möglich ist. Das Centrum wird gehätschelt, obwohl es der Socialdemokratie Vorschub leistet, seine Paritätsklagen sind weiter nichts als ein „Rufen nach mehr". Würde die preußische Regierung die Förderung der Socialdemokratie zum ausgesprochenen Beweggrunde nehmen, den Ultramontanismus, nicht etwa zurückzusetzen, sondern nur aufzuhören ihn zu begünstigen, so würde das Centrum zwar bleiben, was es ist, aber vielleicht doch Scheu tragen, offen auf die Kräftigung der Umsturzpartei hinzuwirken.

Die **italienische Deputirtenkammer** hat am Sonnabend mit 278 gegen 133 Stimmen eine Tagesordnung angenommen, welche die Erklärungen der Regierungsvertreter über die **afrikanische** Angelegenheit billigte und schließlich die Ueberschreitungen der Credite für Afrika genehmigte. Der Ministerpräsident di Rudinì hatte unmittelbar vor der Abstimmung das Wort ergriffen und erklärt, daß er sich den Ausführungen des Ministers des Auswärtigen und des Krieges anschließe. Auch er sprach sich wie gegen die völlige Aufgabe der erythräischen Colonie, so gegen jede Ueberschreitung der Mareb-Belesa-Linie aus und fügte hinzu, daß er die Räumung Adigrats nach der Entsetzung der Forts angeordnet habe. Daß unter diesen Umständen Rudinì's Erklärung, der Vertrag von Uccialli bleibe, so lange kein neuer abgeschlossen sei, in Kraft, keinerlei Bedeutung hat, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Beanspruchung des Protectorats über Abessinien ist völlig werth- und wirkungslos, wenn Italien Tigre räumt und für alle Zeiten aufgiebt, ja wenn es trotz gegenseitiger Erklärungen der Minister anscheinend auf dem Wege ist, sich ganz aus Afrika zurückzuziehen. Hat doch der Minister des Auswärtigen, Sermoneta, am Freitag in der Kammer gesagt, Massaua jetzt zu räumen, sei eine ebenso große Leichtfertigkeit, wie die s. Zt., es zu besetzen. Das ist doch eine sonderbare Erklärung, aus der man nur den Wunsch heraus hört, die Colonie bei gelegener Zeit ganz los zu werden. Denn hätte Massaua für Italien gegenwärtig einen besonderen Werth, so würde doch kein Minister sich das Zugeständniß entschlüpfen lassen, daß seine einstmalige Besetzung ein schwerer Fehler war. Uebrigens kam es bei der Erklärung Sermoneta's zu einer sehr peinlichen Scene, da die Opposition ihm den Namen des jetzigen Kriegsministers Ricotti entgegenrief. Dieser war es, der im Jahr 1885 den Zug nach Massaua angeordnet hat! di Rudinì sprach ferner seine Ueberzeugung aus, daß, wenn Italien die Mareb-Belesa-Grenze streng innehalte, Menelik Frieden halten werde. Wir haben schon betont, daß der Charakter des Königs der Könige, der den ehrgeizigen Plan, Herrscher eines großabessinischen Reichs zu sein, mit zäher Energie verfolgt, gerade das Gegentheil nahe legt. Einen günstigen Eindruck macht die Erklärung des Ministerpräsidenten, daß er nicht daran denke, die Versetzung des Cabinets Crispi in Anklagezustand zuzulassen, weil dies nur fortwährend Haß und ewige Recriminationen zur Folge haben werde und die vollständige Veröffentlichung aller Afrika betreffenden Documente in den Gründlichkeiten jeden Verdacht verschwinden lasse. Aus der Rede des Kriegsministers vom Sonnabend ist übrigens noch der Satz nachzutragen: „Wenn Menelik die Freigebung der Gefangenen verweigert, werden im Herbst 80 000 Mann nach Afrika geschickt werden." Dem kann man nur zustimmen. Hat aber Italien einmal ein so gewaltiges Kriegscontingent in Abessinien, so wäre es doch der Gipfel selbstloser Entsagung, zurückzukehren, ohne die Macht Menelik's endgiltig gebrochen zu haben.

Wenn nicht Alles trügt, ist die Spannung zwischen den **Vereinigten Staaten** und **Spanien** wegen **Cubas** auf einem Punct angelangt, auf den Cleveland kaum noch im Stande sein wird, den nordamerikanischen Chauvinismus abermals zu besänftigen, wenn Spanien sich nicht entschließt, nachzugeben. Wie wir bereits mittheilten, ist es den Spaniern gelungen, auf dem amerikanischen Dampfer „Competidor" eine Anzahl Flibustier, welche Contrebande nach Cuba zu bringen in Begriff waren, festzunehmen, und fünf derselben, darunter zwei Cubaner und drei Amerikaner, sind sofort vom Kriegsgericht in Havana zum Tode verurtheilt worden. Darob natürlich in den Vereinigten Staaten große Erregung. Eine vom New-Yorker „Journal" veröffentlichte Depesche aus Washington besagt, der Staatssecretair des Auswärtigen Olney habe nach einer längeren Unterredung mit dem Präsidenten Cleveland dem spanischen Gesandten Dupuy de Lome mitgetheilt, Cleveland sei der Ansicht, daß die cubanische Frage in ein acutes Stadium getreten sei; derselbe bestehe darauf, daß die Gefangenen nicht auf Grund eines Urtheils des Militairgerichts hingerichtet werden. Dupuy de Lome bemühte sich, das Vorgehen des Generals Weyler durch das Völkerrecht zu rechtfertigen, Olney antwortete jedoch mit Festigkeit, worauf de Lome versprach, nach Madrid zu telegraphiren. Cleveland befahl, Depeschen an den amerikanischen Gesandten in Madrid Taylor und an den General-Consul William's in Havana zu senden, in welchen constatirt wird, er werde eine etwaige Hinrichtung der Verurtheilten ohne Civilproceß als eine wenig freundschaftliche Handlung ansehen. Der neue Consul General Lee wurde aufgefordert, sich sofort auf seinen Posten nach Havana zu begeben. Die Zeitung „World" sagt, nach der Ansicht Olney's seien die Verurtheilten lediglich der Einführung von Contrebande schuldig, wofür sie nur zu Gefängnißstrafe verurtheilt werden könnten. Eine Depesche aus Tampa meldet uns, der Gouverneur von Florida habe in Folge der Nachrichten aus Washington über die Competidorfrage das fünfte Bataillon angewiesen, sich zu sofortiger Action bereit zu halten, und wie uns heute weiter telegraphisch gemeldet wird, erfährt das Londoner „Daily Chronicle" aus New-York, in der Bai von New-York werde ein starkes Geschwader zusammengezogen, was man allgemein als Vorzeichen activer Maßnahmen in der Nähe von Havana ansehe. Ueber die Entschließung der spanischen Regierung verlautet noch nichts, wohl aber hat nach einer uns gestern aus Madrid zugegangenen Drahtnachricht General Weyler erklärt, er halte die Hinrichtung der Flibustier für unumgänglich nothwendig und werde, falls die Regierung infolge des Einspruchs der Vereinigten Staaten anderer Ansicht sei, sofort demissioniren. Für Spanien liegt die Sache äußerst ungünstig, da thatsächlich auch General Weyler mit seiner Erklärung, die Bewältigung des Aufstandes auf Cuba werde noch zwei Jahre beanspruchen, hat eingestehen müssen, daß Spanien nicht im Stande ist, die Insel zu pacificiren. Auch der Ministerpräsident Canovas hat anerkannt, daß dem Krieg „nicht allein mit Waffengewalt" ein Ende gemacht werden könne. So bleibt Spanien kaum noch etwas übrig, als die Autonomie der Insel unverzüglich anzuerkennen, denn mit den etwa beabsichtigten „Reformen" werden die

---

Feuilleton.

Die Tochter des Millionärs.

9] Roman aus dem Englischen von L. Bernfeld.

(Nachdruck verboten.)

Beatrix blickte ihn überrascht und neugierig an. Zum ersten Male bemächtigte sich ihrer ein unbestimmtes Gefühl von Unruhe. Ihr liebendes kleines Herz fragte sich, warum er so offenbar unfreundlich zu ihr sei. Wo war seine Zärtlichkeit geblieben und worin bestand der Grund seiner ärgerlichen Ungeduld? War er wirklich nur so aufgeregt, weil er sie so zärtlich liebte?

„Lieber Philipp, ich will doch hoffen, daß Sie es der Mühe für werth halten, auf mich zu warten!" sagte Beatrix ein wenig ernster.

„Aber um Alles in der Welt, wie lange soll ich denn eigentlich warten?" rief Philipp aus, indem er vor ihr stehen blieb.

Beatrix lachte.

„Vor allen Dingen so lange, bis der Graf von Sansoine seinen gänzlichen Rückzug angetreten haben wird; und dies soll, ich verspreche es, nicht mehr lange dauern. Wenn Papa sich erst mit dem Gedanken vertraut gemacht hat, daß ich wirklich seine Gräfin werden will, wird er sich mit der Zeit in das Unvermeidliche fügen und seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben. Doch Sie müssen selbst einsehen, daß dies Alles ein wenig Zeit erfordert, und mir darin beistimmen, daß wir nicht zu voreilig sein dürfen, um Papa nicht ernstlich zu erzürnen. Lange kann es ja nicht mehr dauern, ich hoffe, nur noch einige Monate — vielleicht bis Weihnachten!"

Trixie erhob sich und legte ihre Hand sanft auf Philipp's Arm, mit ihren schönen braunen Augen freundlich zu ihm aufblickend. Doch er sah verdrossen auf sie nieder.

„Mein Himmel, das Mädchen bringt mich zur Verzweiflung!" sagte er zu sich selbst. Dann faßte er einen Entschluß. Die Heirath mußte so bald als möglich stattfinden, er sah keinen andern Ausweg mehr. Mit einem Ausdruck in seinen hübschen blauen Augen, den Beatrix niemals an ihm wahrgenommen hatte, sagte er eindringlich zu ihr:

„Wie wär's, Beatrix, wenn wir ohne Papa's Einwilligung heiratheten?"

„Philipp!" Tiefe Röthe überfluthete ihr Gesicht, indem sie seinen Namen vorwurfsvoll rief.

„Meine Liebe, das ist doch nichts Böses. Wie viele junge Leute haben das schon vor uns gethan, wenn sie die Einwilligung der Eltern nicht bekommen konnten. Wir sind hier in Schottland, wo es, wie Sie wissen, sehr leicht ist, sich zu verheirathen; man braucht nur zu irgend einem Geistlichen zu gehen, der in Gegenwart eines Zeugen die Heirathsceremonie vollzieht, und die Sache ist abgethan!"

Aber er kannte Beatrix doch noch nicht ganz. Wohl liebte sie ihn, wie nur ein Weib lieben kann, doch hatte das junge Mädchen zu viel von der Rechtschaffenheit und dem Pflichtgefühl ihres Vaters geerbt, um sich zu einem solchen Schritt verleiten zu lassen.

„Auf diesen Vorschlag würde ich nie eingehen, Philipp!" sagte Beatrix entrüstet. „Mit einer solchen That würde ich meinem Vater und meiner Mutter das Herz brechen. Wie können Sie nur glauben, daß ich meine Einwilligung zu einer so schändlichen Handlungsweise geben würde! Wie leichtsinnig und undankbar müßte ich sein, um meine Eltern zu hintergehen!"

„Nun, nun, beruhigen Sie sich! Es thut mir leid, diesen kleinen Beweis von Zuneigung und Vertrauen von Ihnen verlangt zu haben; ich sehe, Sie lieben mich nicht genug, um mir dieses Opfer zu bringen!" sagte Philipp düster. „Ich glaube, Beatrix, Sie können, wie alle anderen Frauen, sich eine Heirath ohne Kranz und Schleier und all' dem anderen dazu gehörigen Pomp nicht denken."

„Nein, Philipp, kein derartiger Gedanke leitet mich!" versicherte Trixie ungehalten. „Ich würde mich in diesem Kleide mit Ihnen trauen lassen, wenn nur meine Eltern dabei wären, um mir ihren Segen zu geben. Aber ohne denselben könnte ich nicht glücklich sein, und Papa würde mir auch niemals verzeihen."

„Niemals verzeihen?" wiederholte Philipp, und eine neue Idee kam ihm. „Meinen Sie das ernstlich, Beatrix? Sie sind aber doch sein einziges Kind, und er kann unmöglich sein Vermögen irgend einem Andern hinterlassen! Was Sie auch thun mögen, Ihr Vater ist doch verpflichtet, für sein einziges Kind zu sorgen!"

Einen Augenblick war sie sprachlos. Zum ersten Male, seit sie Philipp kannte, wurde sie von einem schrecklichen Argwohn gegen ihn erfaßt. Ihr Geld! — Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht. Wie konnte er den Geldpunct überhaupt berühren? Und er schien sogar sehr eifrig und ängstlich besorgt deswegen zu sein! Wie schrecklich, wie entwürdigend! Denn obgleich Beatrix wußte, daß Sendamore ohne Vermögen sei — er hatte es ihr ja selbst erzählt, daß er bedeutende Summen im Spiel verloren habe —, so konnte sie sich doch keine Vorstellung davon machen, daß ein Mann, der auf gleichem Fuße mit anderen Männern der bessern Gesellschaft lebte, der jedes Vergnügen derselben mitmachte, sich elegant kleidete und Juwelen von offenbarem Werthe trug, sich in Geldnoth befinden sollte. Beatrix hatte sich immer eingebildet, daß er doch wenigstens so viel im Besitze habe, um sich selbst standesgemäß erhalten zu können. Von der Existenz eines Menschen, wie Sendamore in der That war, der bei allen Freunden und Bekannten tief in Schulden steckte, der in den Händen von Wucherern war und nur durch stets neue Experimente sich noch aufrecht erhielt, der nicht wußte, woher er das Geld nehmen sollte, um seine Rückkehr von Schottland bewerkstelligen zu können, konnte Trixie's ehrliches und unschuldiges Gemüth sich keine Vorstellung machen. Deshalb war es ihr auch niemals in den Sinn gekommen, daß Philipp sie ihres Geldes wegen begehren könne. Jetzt zum ersten Male stieg dieser Gedanke in ihr auf, und ein schmerzliches Weh zog durch ihr Herz.

„Was hat denn Papas Geld mit unserer Liebe zu thun?" sagte Beatrix mit einem Anflug von Kälte, welchen sie nicht unterdrücken konnte. „Ich dachte nicht, daß der Reichthum meines Vaters auf Ihre Liebe zu mir Einfluß hätte."

„Das ist auch nicht der Fall, meine theure Beatrix", erwiderte er hastig. Es wurde ihm mit einem Male klar, daß er zu weit gegangen war; er versuchte, Trixie zärtlich an sich zu ziehen, doch sie entzog sich seiner Umarmung.

„Es wird gewiß nicht ohne Interesse für Sie sein", sagte Trixie sehr ernst, „wenn ich Ihnen sage, daß Papa — falls ich mich gegen ihn auflehnen und thun würde, was Sie mir zumuthen — sehr wahrscheinlich sein Vermögen meinem Vetter Leonard, dem er sehr zugethan ist, hinterlassen wird. Natürlich würde er mich nicht gänzlich umgehen, aber es wäre durchaus nicht unwahrscheinlich, daß er mir nur einen kleinen Theil seines Reichthums zukommen ließe."

Philipp biß sich auf die Lippen, und indem er sich die größte Mühe gab, kaltblütig zu erscheinen, erwiderte er leichthin:

„O, ich möchte durchaus nicht die Ursache solchen Kummers für Ihren Papa sein, Beatrix, und gewiß würde es mich auch sehr betrüben, wenn Sie meinetwegen einen derartigen Verlust erleiden sollten. Es war übrigens nur eine Idee von mir, wir wollen nicht weiter darüber sprechen. Sie sind ja auch eine so gute treue Seele, Beatrix, die sich gar nicht zu etwas Unrechtem verleiten läßt. Ich würde den Vorschlag sicherlich unterlassen haben, wenn ich es mir nicht so schön gedacht hätte, Sie bald ganz mein Eigen nennen und diese ermüdende Zeit des Wartens abkürzen zu können!"

Und dieses Mal entzog ihm Trixie ihre Hand nicht, als er dieselbe nahm und zärtlich an die Lippen drückte; sie schlossen, wenigstens oberflächlich, Frieden mit einander.

Bald darauf erklärte Philipp, daß er nicht länger verweilen könne, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, die ganze Jagd zu versäumen; er wünschte Trixie in aller Eile Lebewohl, und seine Flinte nehmend verließ er das junge Mädchen.

Beatrix blieb in Gedanken versunken und sehr viel weniger glücklich, als sie hierher gekommen war, zurück, um allein den Heimweg anzutreten.

Philipp hatte die Richtung in die Berge eingeschlagen und war bald mit einem Theil der Jagdpartie zusammengetroffen. Er befand sich in bitterer und ärgerlicher Stimmung, denn es schien ihm nach dem Vorgefallenen, als ob seine Aussicht auf baldige Klärung seiner Verhältnisse wieder in weite Ferne gerückt worden sei. Es war ja natürlich, wie er sich selbst sagte, ein großes Glück für ihn, daß er mit solcher Leichtigkeit die Gunst Beatrix' gewonnen hatte, aber für den Augenblick konnte ihm dies gar nichts nützen. Wie sollte er unter den auf ihm lastenden schwierigen Verhältnissen es ermöglichen, in aller Ruhe noch Monate lang auf endliche Erlösung aus dieser entsetzlichen Lage zu warten? Indessen konnte für den Augenblick augenscheinlich nichts gethan werden. Er mußte sich damit begnügen, der reichen Erbin den Hof zu machen und der endlichen Einwilligung ihres Vaters geduldig entgegenzusehen.

Es war dies für den Capitain ein sehr verdrießlicher Zustand, da er kaum jemals vorher in seinem Leben so hart von seinen Verhältnissen bedrängt gewesen war, als gerade jetzt. Sein Aufenthalt in London und seine Ausrüstung zu der Jagdpartie hier in Schottland hatten bedeutende Summen verschlungen, und seine Gläubiger machten kein Hehl daraus, daß er nicht allein nicht mehr auf sie zählen dürfe, sondern verlangten mit Nachdruck, daß er binnen kürzester Zeit seinen Verpflichtungen nachkommen müßte.

Aber es war noch schlimmer mit Philipp gekommen. Als sich am Abend des Jagdtages Mrs. Donald mit ihren

SLUB
Wir führen Wissen.